

Nr. 146 Bydgoszcz, 29. Juni Bromberg 1939

Sensationsprozeß Casilla.

Roman von Hans Possendorf.

(13. Fortsetzung.)

Als Adams am Steuer seines Autos Platz nimmt, bemerkt seine Frau, daß ihm die Hände zittern. Sie besteht darauf. daß er ihr die Führung des Wagens überläßt.

Sie muß sehr vorsichtig und langsam fahren, denn vor dem Gerichtsgebäude staut sich eine dichte Menge.

Als man endlich die Menge hinter sich hat, beginnt er: „Was hältst du von dieser ganzen Sache?"

„Ein vorher abgekartetes Spiel natürlich", antwortet Edith kühl.

„Selbstverständlich. Aber weshalb hat Vandegrift diese Verteidigung übernommen? Nur um mich zu ärgern, wird er doch nicht solche Opfer an Zeit und Mühe bringen. Zu verdienen ist dabei auch nichts für ihn, denn Roland hat bestimmt keine Gelder hinter sich. Und eine Reklame wird dieser Prozeß keinesfalls für Vandegrift werden, denn es kann in diesem Falle unmöglich zu einem Freispruch kommen. Also weshalb? Weshalb übernimmt er diese Sache?"

Edith überlegt ein Weilchen. Dann beginnt sie zögernd: „Es gibt noch eine Möglichkeit, mit der du wohl noch gar nicht gerechnet hast."

„Was meinst du?" fragt Adams gespannt.

„Daß Vandegrift die Verteidigung übernimmt, weil er Roland für unschuldig hält. Und da er ja kein Idealist ist, nehme ich an, daß er schwerwiegendes Entlastungsmaterial in der Hand hat." — Da Adams nichts darauf erwidert, wirft Edith einen schnellen, prüfenden Seitenblick auf ihn hin. — „Du findest unsinnig, was ich da sage, nicht wahr? Aber ich gehe noch weiter und behaupte, daß Peter Roland nie und nimmer ein Kidnapper und Mörder sein kann. So wie er, sieht ein Verbrecher nicht aus."

Edith ist auf eine heftige Antwort gefaßt. Aber Adams erwidert nichts. Er ist ein wenig in sich zusammengesunken und ächzt vor Mißbehagen.

„Was ist dir denn?" fragt Edith lauernd.

„Du sprichst da etwas aus, was . . . ich selbst schon . . . gütiger Himmel, das wäre entsetzlich! — Unausdenkbar scheußlich, wenn Roland unschuldig wäre!"

„Du bist ja nicht mehr bei Verstand", erwidert Edith angewidert. „Wie kann es entsetzlich sein, wenn sich die Unschuld eines Menschen herausstellt? — Und für dich wäre das die einzig ehrenvolle Lösung. Daß du gegen Vandegrift aufkommst, glaubst du wohl selbst nicht. Und ich meine, es ist besser für dich, wenn er diesmal einen Unschuldigen rettet, anstatt wieder einen Verbrecher der gerechten Strafe zu entziehen!"

Jetzt verliert Adams seine Selbstbeherrschung: „Schweig!" schreit er seine Frau an. „Das ist eine Infamie sondergleichen, daß du die Partei meines Feindes nimmst! Und wenn du dir einbildest, daß ich zum dritten Male eine Niederlage von Vandegrift entgegennehme, dann irrst du dich! Diesmal nicht, meine Liebe — diesmal nicht! Ich denke nicht daran, mir meine Karriere von diesem fetten, fistelstimmigen Schwein ruinieren zu lassen! Ob Roland unschuldig ist oder nicht, interessiert mich nicht! — verstehst du? — Interessiert mich nicht! Er kommt mir auf den elektrischen Stuhl! Hörst du? — Auf den elektrischen Stuhl . . .!"

Edith Adams hält den Wagen mit einem Ruck an, obwohl man noch ein paar hundert Meter weit von der Wohnung entfernt ist.

„Was ist los?" fragt Adams, heiser von seinem Geschrei.

Edith antwortet nicht, steigt aus, wirft die Tür des Wagens mit einem Knall zu und geht zu Fuß weiter, ohne ihren Mann noch eines Blickes zu würdigen.

9.

Während diese Auseinandersetzung zwischen dem Ehepaar Adams stattfindet, spielt sich in der Gefängniszelle des Angeklagten eine sonderbare Begegnung ab.

Seit jenem Gespräch im Flugzeug zwischen Dakar und Villa Cisneros hat Vandegrift keine Möglichkeit mehr gehabt, Peter Roland zu sprechen. Erst jetzt, da er die Leitung der Verteidigung offiziell übernommen hat, ist ihm der Zutritt zu dem Angeklagten gestattet, und er hat sofort nach der Vertagung der Verhandlung von seinem Recht Gebrauch gemacht.

Weder er selbst noch Roland haben bei diesem Wiedersehen irgendwelche Sentimentalität gezeigt. Roland hat ihm nur kräftig die Hand geschüttelt und dabei gesagt: „Ich hoffe, daß ich Ihnen meine Dankbarkeit noch einmal anders beweisen kann als nur durch Worte." — „Die Rechnung haben Sie ja schon im voraus beglichen, alter Junge", hat Vandegrift erwidert. „Ohne Sie bleichten Jessies und meine Gebeine wohl längst in der Wüste Sahara."

Da man über den technischen Aufbau der Verteidigung längst im klaren ist, beschränkt man sich auf ein paar Witze über die ungeheure Wirkung von Vandegrifts Theatercoup. Dann beginnt der Anwalt selbst von dem zu sprechen, was seinem Klienten vor allem am Herzen liegt:

„Ich weiß durch Salvini, daß Sie, abgesehen von Ihren Dankbarkeitsgefühlen, auch eine Stinkwut auf mich haben, aber . . . ."

„Von Wut kann keine Rede sein, Mister Vandegrift", unterbricht Peter. „Daß ich im ersten Moment ziemlich bestürzt war, als ich von der Abreise hierher hörte, können Sie sich vorstellen."

„Es blieb mir ja gar keine Wahl, Roland", erklärt der Anwalt. „Ich mußte Order zur Abreise geben. Wir hätten sonst riskiert, daß Carlos eine große Unbesonnenheit begangen hätte." — Er zieht ein paar beschriebene Blätter aus der Tasche. — „Im großen und ganzen sind Sie ja durch Salvini auf dem laufenden. Aber ich habe

Ihnen noch die beiden Briefe von Jessie mitgebracht. Ich muß Sie aber bitten, sie jetzt gleich zu lesen; es wäre zu unvorsichtig, wenn ich sie Ihnen hierlassen würde. — Nehmen Sie sich Zeit zu der Lektüre. Ich habe nichts zu versäumen."

Peter hat Mühe, seine große Erregung zu bemeistern. Er nimmt noch eine Zigarette aus dem Etui, das ihm Baudegrift hinhält, und zündet sie mit scheinbarer Ruhe an. Dann setzt er sich auf das schmale Bänkchen und beginnt den ersten Brief zu lesen, den Jessie vor drei Monaten geschrieben hat:

Rancho Paraiso, den 19. Juni 1937.

Lieber Papa!

Vorgestern mittag bin ich also hier eingetroffen. Die Ankunft war ziemlich dramatisch: Señor Carlos de Ryder erklärte mich für einen Polizeispitzel und bedrohte mich mit Erschießen. Du brauchst aber keine Angst um mich zu haben, denn inzwischen — das heißt im Verlaufe des gestrigen Tages — haben wir uns schon ein wenig angefreundet.

Ich muß mich kurz fassen, denn in einer halben Stunde soll ein Bote nach Concepcion abmarschieren, um diesen Brief und ein Telegramm an Dich dort aufzugeben. Ich hoffe, daß du mein Telegramm in elf bis zwölf Tagen haben wirst, während dieser Brief wohl kaum vor fünf bis sechs Wochen in Deine Hände gelangen wird.

Alles, was Peter R. behauptet hat, stimmt also! Ich habe ja nie daran gezweifelt. Vom ersten Augenblick an habe ich ihn für einen feinen Kerl gehalten, der unfähig ist, ein Verbrechen zu begehen.

Es wird Dich interessieren, wie „Carlos" aussieht: — Ganz anders, als ich ihn mir vorgestellt habe! Er ist zwar ein bildschöner „Junge", dabei groß und schlank — aber von der zarten Lieblichkeit, die der kleinen Binnie nachgerühmt wurde, ist nichts zu entdecken. Carlos-Binnie ist alles andere als sanft. Sie macht den Eindruck eines kräftigen, wilden und ziemlich bösartigen Jünglings, obwohl sie bestimmt nicht so schlimm ist. Ich kann diese sonderbare Entwicklung von einem süßen, sanften Kinde aus dem überzivilisierten Hollywood-Milieu zu einem ungeselligen, schroffen und mißtrauischen Naturmenschen kaum fassen. Von Peters Verhaftung hatte sie noch keine Ahnung und wollte nicht eher daran glauben, als bis ich ihr die Zeitungsnachrichten zeigte. (Binnie liest und spricht deutsch, englisch und spanisch.)

Nun ging das Theater los: nicht, daß sie gejammert oder gar geweint hätte, aber sie wollte sofort nach Stockford abreisen, um sich der Polizei vorzustellen und Peter aus seiner prekären Lage zu befreien. Um so schnell wie möglich hinzukommen, faßte sie sogar den wahnsinnigen Plan, mit Peters kleinem Sportflugzeug, das ihm für kurze Flüge nach Concepcion gedient hat und das sie gar nicht zu handhaben versteht, nach Newyork zu fliegen. Du kannst Dir danach einen Begriff machen, wie es in dem Kopf dieses Naturkindes aussieht. Ich habe ihr stundenlang bei Gott und allen Heiligen geschworen, daß für Peter vorläufig noch gar keine Gefahr besteht — daß Du und Peter selbst eine vorzeitige Abreise streng verboten haben — daß Du im Falle einer gefährlichen Wendung des Prozesses schon rechtzeitig Order zur Abreise geben wirst — Wie lange ich sie noch von eigenmächtigen Entschlüssen werde abhalten können, weiß ich nicht. Ich hoffe, daß Du mein Telegramm sofort beantwortest und daß ihr Deine Antwort einige Beruhigung bringen wird.

Ich muß jetzt schließen, da der Bote nach Concepcion abmarschieren will. Trotz meiner dringenden Aufforderung ist Binnie nicht zu bewegen, meinem Brief ein paar Zeilen an Peter beizufügen. Sie will nichts Schriftliches von sich geben — glaubt anscheinend, daß man Peter damit in irgend eine Falle locken könnte (was für ein Unsinn!) — kurz, sie ist mißtrauisch wie eine Wilde.

Mir geht es glänzend, und ich fühle mich hier pudelwohl. Deine Nachrichten mit Spannung erwartend, küßt Dich in Liebe

Deine Jessie.

Ohne ein Wort zu sagen oder auch nur aufzublicken, fährt Peter Roland mit der Lektüre fort. Der zweite Brief von Jessie lautet:

Rancho Paraiso, den 15. Juli 1937.

Lieber Papa!

Vor vier Tagen kam Binnies indianischer Diener Gubay, der meinen Brief an Dich vom 19. Juni und mein Telegramm vom gleichen Tage nach Concepcion gebracht hat, von dort zurück. Er brachte zu meiner großen Freude gleich zwei Telegramme von Dir mit, eins vom 8. Juni und eins vom 29. Juni. Glücklicherweise hat er sich ein paar Tage länger in der Stadt aufgehalten, sonst wäre das letzte Telegramm gar nicht so schnell in meine Hände gelangt.

Ich habe Binnie Deine Telegramme zu lesen gegeben, und Deine Nachricht, daß der Prozeß erst Mitte September beginnen wird, hat sie anscheinend ein wenig beruhigt. Immerhin drängt sie noch immer zur Abreise, und ich hoffe, daß ich bald entsprechende telegraphische Order von Dir empfangen werde. Ich sehe auch gar nicht ein, was für eine Gefahr darin für Binnie liegen sollte, und ich kann Dir die Versicherung geben, daß kein Mensch, weder auf der Reise noch in Newyork, sich um den mit einem ordentlichen Paß versehenen paraguayischen Staatsangehörigen Carlos de Ryder kümmern wird.

Du kannst Dir übrigens keinen Begriff machen, wie dieses sonderbare Mädchen an Peter hängt. Es existiert für sie nichts auf der Welt außer ihm. Wenn Peter nicht durch Dich so strenge Anweisung gegeben hätte, vorläufig hierzubleiben, wäre sie nicht zu halten. Sie jammert natürlich niemals; so etwas liegt ihrer Natur ganz fern. Aber sie ist schon vor innerem Gram ganz abgemagert und wird immer wortkarger.

Mein Leben hier ist von einer wundervollen Einfachheit. Der Rancho trägt seinen Namen mit Recht: hier ist das Paradies auf Erden! Ohne Behörden und Vorschriften lebt man hier frei und selbstherrlich wie ein König des Landes, wenn die Untertanen auch nur aus ein paar Indianern, ein paar Dutzend Kühen, Hunderten von Hühnern, einigen Pferden, Mauleseln, Hunden und Katzen bestehen. — Wie ich den Tag verbringe? Ich liege in der Sonne, bade in dem Wasserfall eines Gebirgsbaches und reite auf Peters „Leibroß", einer prachtvollen Rappstute, in der Gegend umher, was Binnie mit leicht mißbilligenden Blicken duldet; denn einerseits scheint ihr das eine „Entheiligung" dieses Tieres zu sein, andererseits ist sie zu spanisch-gastfreundlich, um es mir zu verbieten. Manchmal gehen wir auch zusammen auf Jagd. Ich habe mir immer eingebildet, gut zu schießen, aber gegen Binnie bin ich eine wahre Stümperin.

Die nächsten Weißen sollen von hier mindestens fünf Tage entfernt, jenseits der brasilianischen Grenze, wohnen. Niemals kommt ein Fremder hierher. Und hier haben Peter und Binnie fast acht Jahre lang gehaust! — Und in diesen langen Jahren ist Binnie, wie sie sagt, höchstens zwanzigmal in Concepcion, zweimal in Asuncion und einmal in Corumba gewesen.

Morgen früh marschiert Gubay wieder nach Concepcion ab, um diesen Brief und zugleich ein Telegramm an Dich abzusenden. Hoffentlich bringt er mir auch Nachrichten von Dir mit. Da er ein schneller Läufer ist, wird er am 23. in Concepcion sein, so daß Du mein Telegramm am 24. haben mußt. Er wird auf keinen Fall vor dem 26. wieder von Concepcion abmarschieren, so daß Du noch Zeit hast, mein Telegramm zu beantworten, und er Deine Antwort gleich mitbringen kann.

Daß Du keine Briefe an mich schreibst, verstehe ich vollkommen, denn es könnte ja passieren, daß sie mich hier nicht mehr erreichen, falls Deine Order zur Abreise bald eintrifft.

Ich bin glücklich, zu wissen, daß es Dir gut geht. Auch ich bin wohlauf und in bester Verfassung. Es küßt Dich in Liebe

Deine Jessie.

P. S. Binnie weigert sich noch immer, etwas Schriftliches von sich zu geben. Sie sendet Peter ihre ganze Liebe. — —

Peter Roland faltet die Blätter zusammen und reicht sie Vandegrift zurück: „Ich danke Ihnen von Herzen, und ich hoffe auch, bald Gelegenheit zu haben, Ihrer Tochter danken zu können. Sie hat mir mit ihrer Reise zu Binnie einen unschätzbaren Dienst erwiesen. Stellen Sie sich vor, wenn Binnie all die Monate hindurch in Angst auf meine Rückkehr aus Deutschland hätte warten müssen, ohne zu ahnen, was aus mir geworden ist . . .“

„Und in bezug auf die Reise der beiden Mädel hierher sind Sie jetzt auch ruhiger — nicht wahr?“ fragt Vandegrift.

„Ja, ich habe volles Vertrauen, daß Ihre Tochter mit der größten Vorsicht verfahren wird. — Salvini hat mir gesagt, daß die beiden, laut Telegramm Ihrer Tochter, bereits am 4. August den Rancho verlassen hätten — also jeden Tag hier eintreffen könnten?“

„Es kann natürlich ebensogut noch eine Woche dauern — oder noch ein paar Tage länger. Man weiß ja nicht, wie lange sie auf die Abfahrt eines Dampfers zu warten hatten.“ — Vandegrift sagt das in einem Ton, als wolle er Peter beruhigen. Aber er will nur seine eigene, von Tag zu Tag wachsende Unruhe über die Verzögerung der Ankunft beschwichtigen.

„Und von unterwegs ist kein Telegramm mehr eingetroffen?“ fragt Peter.

„Nein — wozu sollte Jessie noch einmal telegraphieren?“ erwidert Vandegrift in scheinbar sorglosem Ton. — Aber gleich darauf fragt er: „Der Weg vom Rancho bis nach Concepcion ist doch hoffentlich gefahrlos?“

Peter lächelt. „Durchaus, Mister Vandegrift. In dieser Beziehung brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Die Indianer dort sind keine Lederstrumpf-Gestalten!“

(Fortsetzung folgt.)

Gast bei den Arabern von Bagdad.

Von **Prinzessin Bibesco.**

Am Mittag fuhren wir über den Euphrat und rollten weiter über die öde Sandfläche, welche die beiden Flüsse trennt. Eine Fata Morgana tanzte vor uns: Bäume, Wasser un kühle Meeresküstenhöhlen. Um 5 Uhr säumte ein Palmenstreifen den Horizont, über ihn ragte ein einzelner Fabrikschornstein, der Rauch ausspie. Wir kamen an einem kleinen Teich vorbei, in dem englische Soldaten badeten; ihre Knie und Unterarme stachen wie gebrannte Umbra vom Weiß ihrer Schenkel ab. Sie liefen uns ein wenig entgegen, schrien Hurra und schwenkten ihre Tropenhelme über ihren zerzausten Köpfen. Die Sonne war im Sinken, als wir über den Tigris fuhren und nach Bagdad hineinschlingerten.

Wir wurden fast augenblicks von den schwarzen Säulenbogen der Basare geschluckt. Wir waren müde nach einer Wegstrecke von nahezu 400 Kilometern, und da wir nicht im Maude-Hotel wohnen wollten, galt es noch eine Unterkunft zu finden. Wir fuhren nach einem Haus, das man uns empfohlen hatte und pochten ans Tor. Aber obschon drinnen ein Hund anschlug, kam niemand öffnen. Der übliche Zulauf versammelte sich — kleine Jungen kritzelten mit den Fingern in dem weißen Staubbelag unseres Mercedes; Bettler jammerten und streckten flehentlich ihre Hände aus; blinde Männer wurden von kleinen Buben zu uns geführt; Krüppel, Lahme, von Seuchen Entstellte zeigten ihre Geschwüre und Mißgestaltungen, mit denen die Natur oder ein Unfall sie behaftet hatte; halbnackte, unterernährte Kinder weinten und bettelten um ein paar Kupfermünzen; schwarz verschleierte Weiber standen da, starrten uns an und wisperten.

So fuhren wir erneut los und tauchten in den Basar ein, bahnten uns ganz langsam unseren Weg durch diese geschäftige Dämmerstunde, zu der die ganze Bevölkerung herauskommt, um einzukaufen und zu schwatzen, und die Esel vom Land eingetrieben werden mit ihren Lasten aus Kameldorn, und jedermann schreit, und schrie um so lauter beim hierorts ungewohnten Anblick eines Autos. Es war dunkel, nur ein paar Ladenlämpchen brannten und breiteten in Abständen schmale Lichtbänder die Straße entlang. Ich knipste die Stirnlampen an, und ihr greller Lichtkegel huschte den Basar hinunter und sammelte Helle, die die Esel mit ihren Lasten wider die Schatten straucheln ließ. Unsere Freiwilligen führten uns gut, Alleen hinunter und um Ecken; derweilen befand sich unser Diener in einem Zustand der Verzückung, balancierte gewandt auf einem Eckchen des Trittbretts und hielt mit wohlgeführten Regenschirmstreichen die Kinder ab. Die Straße war jetzt so eng, daß der Wagen gerade zwischen den Lehmmauern durchkommen konnte; eine offene Tür ließ einen Holztisch und eine Lampe sehen; Hunde bellten hastig; dann kamen wir zu einer Querstraße und hielten auf das Eckhaus zu. Die Kunde von unserem Kommen war schneller gewesen als wir: das Tor stand bereits offen, unser Gastgeber hieß uns willkommen — ein großer schwarzbärtiger Mann von unvergleichlicher Würde — und geschäftige Hände lösten die Stricke, die unser Gepäck hielten.

Ein kleines Haus rund um einen Hof; das rechtwinklige Brunnenbecken spiegelt den fahlen Himmel wider; ein Oleandergebüsch; ein teppichbelegtes Zimmer, doch ohne Möbel. Lohnt es, das alles aufzuzählen? Vermutlich nein. Aber aus solchen Blicken durch ein Tor, aus solchen flüchtigen Stunden — bestehen unsere Tage in Arabien. Ich erinnere mich des Hühnchens, das sie im Fruchtsaft von Granatäpfeln und Walnüssen für uns brieten, und der riesigen Schüssel voll goldenen Reises. Ich entsinne mich der Wohltat, müde Glieder auf einem Lager aus Teppichen auszustrecken. Ich erinnere mich, wie die Nacht in den kleinen Hof einfiel und Schlaf auf meine Lider.

Dann am Morgen sonnte sich das Haus in einem satten heißen Glanz; eine Frau kniete und wusch ihr Zeug im Brunnen; Tauben gurrten auf dem Dach; ein Kind tappte heraus; ein Hund warf sich im Schatten hin und schlief. Von der Straße draußen drangen die Rufe der vorbeiziehenden Händler; aber das Haus war nach der Straße zu abgeschlossen, nicht einmal ein Fenster durchbrach die weiße Mauer; es war ganz nach innen gerichtet, nach dem kleinen Hof hin.

Unser Gastgeber kam heraus und begrüßte uns, sehr groß und ernst, in seinen langen grauen Burnus gehüllt, seinen Bart kämmend, seine Nägel prächtig mit frischer Henna gefärbt. Er saß rauchend unter den Reben, indes wir unseren Morgenimbiß einnahmen. Unser Mahl ward auf einem Mauervorsprung vor unserem Schlafzimmer angerichtet: Kissen aus smaragdgrünem Samt und ein Strauß herrlicher, einziger, gelber Rosen. Eine Schale geschlagenen Rahms. Eingemachte Früchte in Glastöpfen. Das braune, landesübliche Brot, knusperig wie Biskuit. Wasser in einer Kanne in Form einer Blume. Kinder kamen und staunten uns an, und die Frauen staunten ebenfalls und kicherten. Aber Seyed, der unter den Reben Wache hielt, verscheuchte sie mit einer gebieterischen Gebärde. Dann erhob er sich, trat auf uns zu und lud uns ein, ihm zu folgen.

Im Mittelpunkt des Hofes, in den er uns führte, stand der Strauch, von dem die gelben Rosen gepflückt worden waren. Es war der magische Strauch aus 1001 Nacht. Ich sah mich um nach dem singenden Springbrunnen und dem Sprechenden Vogel. Seyed stand da und lächelte. Ich begriff, daß er auf etwas nicht Alltägliches stolz war; daß er uns etwas zeigte, das einen romantischen, geheimen Platz in seinem Leben einnahm, etwas, das nichts mit der Behaglichkeit seiner Häuslichkeit zu tun hatte, etwas für sich. Aber er gab keine Erläuterungen. Wir standen da und wußten nicht, was wir sagen sollten. Wir wußten, daß irgend etwas vor sich ging, konnten aber nicht sagen, was. Eine Biene flog durch die sonnenwarme Weite; eine Rose entblätterte sich, und die gelben Blütenblätter fielen zu Boden. Dann erschien im Bogengang des Hauses eine junge Frau, ein bezauberndes Wesen in einem blauen, mit Flittersternen übersäten Kleid. Sie hielt ein Kind in ihren Armen. Nur für einen Augenblick tauchte sie auf, eingerahmt vom Fensterbogen, Ausschau haltend mit suchenden, erwartungsvollen Augen.

Das war aber nicht das letzte Erlebnis mit Seyed, denn als wolle er uns bewußt auch die dritte Seite seines Lebens zeigen, führte er uns in seinen Laden im Basar. Bis dahin hatten wir nicht gewußt, welches sein Beruf war: jetzt entpuppte er sich als Tabakhändler. So völlig entschleierte er sein Leben vor uns, mit so schöner Würde entrollte er uns der Reihe nach die drei Bilder seines Daseins, daß man

ihn für einen bewußten Künstler hätte halten können. Wir saßen in seinem Laden, rauchten und tranken Tee, indes das Treiben des Basars vorüberflutete. Seyed saß hinter seinem Pult, ließ seine langen Finger müßig auf den Messinggewichten und Waagschalen spielen, vornehm in seiner Haltung: ein Mann, der sein Leben überwacht.

Es war seltsam, den Basar so von innen zu sehen. Seyedes Sohn kam, ein großer schöner junger Mann, sehr seinem Vater ähnlich. Seyed betrachtete ihn voll Stolz. Er konnte lesen; er las seinem Vater einen Brief vor, den dieser nicht hatte entziffern können. Welcher Art war wohl die Beziehung zwischen dem Sohn und der Frau im zweiten Hause? Wußte er überhaupt von ihrem Dasein? Wußte er um alles nur zu gut? Welche Gemeinsamkeit bestand zwischen jenem scheuen Weib, das für uns hatte Wasser holen müssen, und der Frau im blauen Kleid, die so kurz hinter der gelben Rose erschienen war, der verwöhnten Frau, der geliebten Frau? Waren sie Nebenbuhlerinnen? Oder Herrin und Dienerin? Dies waren Dinge, die ich nie wissen würde, so sehr sie mich auch beschäftigten. Geheimnisse, die ich — die in ein vielgestaltigeres Leben zurückkehrte — zurücklassen mußte in der zauberischen Stadt und beim arabischen Händler.

(Übertragen von Hans B. Wagenseil.)

Was ich sagen wollte . . .

Von Katrin Rühl.

An einem Sonnabendmittag kam ich nach Hause, müde von der Arbeit des Tages und mehr noch der Woche. Es war einer der Frühsommertage, die auch Berlins Straßen etwas von der bei aller Hast heiteren Daseinsfreude geben.

So stand ich nun an meinem Fenster und blickte von der Höhe des sechsten Stockes auf die belebte Hauptstraße hinab, die hundert Meter entfernt vorbeiführt, umfaßte diese in ihrer Art vollendete Stadtlandschaft mit dem eleganten, schiffsrumpfartigen Bogen der niedrigen Ladenanlage links, einer gepflegten Grünfläche rechts, den Miethäusern mit Balkonen im Hintergrund und, hoch über allem, dem grünen Kuppelturm auf einem neubarocken Haus, meinem Monopteros. Ich fühlte mich einsam, wie man es nur in großen Städten sein kann, nie in der Natur. Wenn nicht Sonnabend gewesen wäre, hätte mich das neue Buch gelockt, das da lag, auch ein Brief war zu schreiben, und eine begonnene Arbeit weiterzuführen. Aber dieser Tag ist nun einmal von der Verpflichtung umwittert, etwas Besonderes aus ihm zu machen.

Mit einem letzten verzweifelten Versuch, mich über mich selbst lustig zu machen, dachte ich: ‚Du könntest ja auch Schränke aufräumen; dabei erlebst du immer Überraschungen.' Da klingelte es. Das Blut schoß mir zum Herzen: ‚Also doch, er kommt, er hat eingesehen, daß das Unsinn ist, was er sich ausgedacht hat von absoluter Distanz und schöpferischer Pause.' Ich öffne die Tür. Ein Fremder steht da, ein magerer, blasser, noch junger Mensch mit einem Kasten voll Gummiband, Knöpfen und ähnlichen Dingen, die einem immer angeboten werden, wenn man sie nicht braucht und umgekehrt.

Ich hoffe, er hat die grenzenlose Enttäuschung nicht von meinem Gesicht abgelesen; denn er hätte sie ja anders auslegen müssen. Ich kaufe etwas und fragte ihn, ob er sich nicht ein bißchen ausruhen wolle, und ließ ihn hereinkommen. Er stellte seinen Kasten auf den Boden, legte den Hut darauf und setzte sich hin, musterte scheu das große, helle Zimmer, die Bücher und die Dinge, die da standen. „Ich wollte mir gerade Kaffee kochen, wie wär's mit einer Tasse? Wird Sie ein bißchen aufpulvern." — „Ach, gnädige Frau . . ." — „Ja, einen Augenblick, es geht ganz schnell."

Und so aßen und tranken wir, und ich sah, daß er sich bemühte, nicht zu schlingen. Ich fragte ihn und er erzählte. Er hatte — wie alle — bessere Tage gesehen. Wir stellten fest, daß wir Landsleute waren, wie schön es jetzt in Bonn und Godesberg sein müsse und daß Berlin eben doch keinen Kölner Dom und keine Rheinterrassen hätte. Dann zog er ab, und ich bilde mir ein, sein Hut saß etwas weniger trübsinnig auf seinem Kopf.

Und was ich eigentlich sagen wolle: Wenn man meint, einem Menschen etwas Gutes zu tun, so war es meist für einen selbst noch nötiger als für ihn.



Bunte Chronik



Wei-Chi, das neue Modespiel.

„Spielen Sie schon Wei-Chi?" Die Frage ist etwas verfrüht, denn vorläufig lernen die ersten Neugierigen die Bedingungen dieses neuesten aller Brettspiele, dessen Geschichte 4000 Jahre alt ist und, um das zu erforschen man bis in die Zeit des Chinesenkaisers Yao um 2350 v. Chr. zurückgehen muß. Wei-Chi ist die neueste Mode in London, Wei-Chi ist bestimmt in ein oder zwei Jahren in jedem englischen Hause zu finden. Wei-Chi wird eine besondere Wei-Chi-Industrie aus dem Boden stampfen, und die Menschen werden sich an den gleichen Bretträtseln den Kopf zerbrechen, über die schon Konfuzius grübelte, denn er erwähnt das Wei-Chi oftmals in seinen Schriften. Es handelt sich um ein verschleiertes Kriegsspiel. Mit 31 Figuren soll auf einem Brett mit 361 Plätzen möglichst viel Boden errungen werden. Es gibt kein Zurück, man kann nur vorgehen oder fallen. Wei-Chi soll die größten Variationen gestatten, die ein Spiel nur bieten kann. Und zudem behauptet man, Wei-Chi sei leicht zu lernen. Was will man mehr? Dem Publikum wird in jeder Hinsicht geschmeichelt. Ein leichtes Spiel, ein historisches Brett, ein antikes System, konfuzianisches Lob — London wird Wei-Chi spielen.

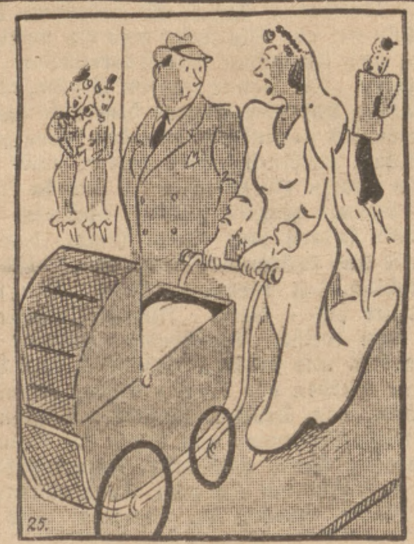
König Rakues Grab wird geöffnet.

Der größte Grabhügel Nordeuropas, der sogenannte Raknehaugen im Norden Oslos, wird, wie „Berlingske Tedende" mitteilt, in diesem Sommer geöffnet werden. Die Vorbereitungen für die Ausgrabung sind, wie das Blatt berichtet, bereits in vollem Umfang im Gange. Der Hügel hat einen Rauminhalt von 62 000 Kubikmetern. Bereits 1869 ist ein mißglückter Versuch unternommen worden, in den Hügel einzudringen. Da damals aber noch nicht die notwendigen technischen Hilfsmittel vorhanden waren, fiel der Tunnel, den man in den Hügel getrieben hatte, plötzlich ein und man gab das Vorhaben zunächst auf. Nunmehr wird aber das Geheimnis dieses riesigen Grabhügels, in dem nach überlieferten Erzählungen König Rakne in voller Rüstung beigesetzt worden ist, nach rund 1 300 Jahren gelüftet werden.



Lustige Ecke





„Findest du nicht, daß ich bald mal ein neues Kleid bekommen muß?"

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.

Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.

Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.